



Rundbrief 4 / 2017



Braunschweig
im Oktober 2017/
Tischri /
Cheschwan 5778

*Wir wünschen unseren jüdischen Mitgliedern, Freunden und
Lesern nachträglich ein friedvolles und gutes Jahr.*

Schanah towah umetukah!

Gutes und süßes neues Jahr 5778!

Bei Antisemitismus werden wir nie schweigen

Gedanken zu Rosch Haschana von Zentralratspräsident Dr. Josef Schuster



Typische Speise an Rosch
Haschana: der Apfel und
Honig.

Im Juni hat der
bekannte Redakteur
der „Frankfurter
Allgemeinen
Zeitung“, Patrick
Bahners, einen Text
veröffentlicht, den
er mit „Die Angst

vor dem A-Wort“ überschrieben hat. Darin behauptet er, dass es in

Deutschland so etwas wie ein Meinungskartell gebe, dass jeden Israel-Kritiker als Antisemiten abstempele. Die Furcht vor dem „A-Wort“ schade unserer Meinungsfreiheit.

Das „A-Wort“ hat auch für den Zentralrat der Juden in Deutschland die politische Arbeit im zurückliegenden Jahr bestimmt. Allerdings mitnichten, weil wir uns vor dem Begriff Antisemitismus fürchten. Und auch nicht, weil wir den Begriff erfolgreich einsetzten, um unsere Kritiker und Gegner mundtot zu machen.

Das Thema hat uns aus zwei Gründen dauerhaft begleitet: Zum einen aufgrund von Ereignissen, zum anderen weil eine breite öffentliche Debatte über Antisemitismus begonnen hat. Um es ähnlich provokativ wie Patrich Bahnners auszudrücken: Es geht nicht um Angst vor dem „A-Wort“, sondern um Angst vor Antisemitismus.

Immer wieder berichten unsere Gemeindemitglieder von Antisemitismus, der ihnen im Alltag widerfährt. Viele Gemeinden erreichen drastische antisemitische Zuschriften. Eine Verunsicherung greift in der jüdischen Gemeinschaft um sich.

Das zu leugnen, wäre fahrlässig. Diese Sorgen nehme ich sehr ernst.

Dennoch kann ich auch eine positive Tendenz erkennen: Nach meinem Eindruck wächst die öffentliche Aufmerksamkeit für das

Bedrohungsgefühl, das wir empfinden. Antisemitismus wird wieder stärker als Problem der gesamten Gesellschaft wahrgenommen. Vor allem über eine Form des Antisemitismus, die bislang oft ausgeblendet wurde, wird gesprochen: den Israel-bezogenen Antisemitismus.

Diese Debatte ist Ende April in Gang gekommen. Noch als im Januar das Oberlandesgericht Düsseldorf ein Urteil des Amtsgerichts Wuppertal bestätigte, wonach im Brandanschlag auf die Bergische Synagoge Wuppertal kein antisemitisches Motiv zu erkennen sei, rief das keinerlei kritische Reaktionen außerhalb der jüdischen Community hervor.

Denn die abstruse Haltung, dass Palästinenser Opfer der israelischen „Besatzungspolitik“ seien und daher eigentlich indirekt Israel schuld sei an Gewalttaten gegen Juden oder jüdische Einrichtungen, ist in Deutschland leider immer weiter verbreitet.

Auch als im April jüdische Eltern ihren Sohn von einer Schule in Berlin-Friedenau nahmen, weil er dort fortgesetzt von muslimischen Mitschülern aggressivem Mobbing ausgesetzt war, waren die Reaktionen gespalten.

Während auf der einen Seite ehrliches Entsetzen herrschte, gab es auf der anderen Seite einen Leserbrief von Eltern der Schule, die darauf hinwiesen, dass aufgrund des Nahostkonflikts zwischen "Juden und Arabern" keiner vor "religiös motivierten Auseinandersetzungen" gefeit sei.

Wenn wir uns von jüdischer Seite über diese Form des Antisemitismus beklagten, fand dies lange Zeit kaum Widerhall. Das hat sich geändert. Dies liegt auch an dem Ende April veröffentlichten Bericht des Unabhängigen Expertenkreises Antisemitismus. Darin wird mit Studien belegt, dass der Israel-bezogene Antisemitismus bei 40 Prozent der Bevölkerung anzutreffen ist. Es kommen in dem Bericht dankenswerter Weise auch Juden selbst zu Wort. Sie geben wieder, wie häufig sie mit Israelis gleichgesetzt oder für die israelische Politik verantwortlich gemacht werden.

Kurz nach der Veröffentlichung des Experten-Berichts entschlossen sich WDR und Arte, eine Dokumentation, die genau diesen Israel-bezogenen Antisemitismus zum Thema hatte, nicht auszustrahlen. War der Bericht des Expertenkreises bisher vor allem in Fachkreisen wahrgenommen worden, so erhielt das Thema plötzlich eine breite Aufmerksamkeit, unter anderem auch, weil auf Druck aus unserer Community die Arte-Dokumentation doch gezeigt, mit einem Faktencheck versehen und von einer teilweise seltsam besetzten Talk-Show begleitet wurde.

Und erst jüngst hatte Arte weniger Probleme, eine völlig einseitige pro-palästinensische Reportage auszustrahlen. Wir haben auch dies öffentlich kritisiert und siehe da: Unsere Kritik stieß auf mehr Interesse als früher. Das alles beseitigt den existierenden Antisemitismus nicht. Doch mir scheint, in den Köpfen ist etwas in Bewegung gekommen. Wir werden dies nutzen, um auf politischer Ebene ebenfalls Dinge in Bewegung zu bringen. Eine offizielle Antisemitismus-Definition, die den Israel-bezogenen Antisemitismus berücksichtigt, muss so in Deutschland implementiert werden, dass sie für Polizei und Strafverfolgungsbehörden eine verbindliche Richtschnur bildet. Ein eigener Beauftragter auf Bundesebene sollte dafür sorgen, dass die Bekämpfung des Antisemitismus verstetigt und intensiviert wird.



Haben wir manchmal Angst vor Antisemitismus? Ja. Aber wir nutzen die Meinungsfreiheit in diesem Land, um dagegen anzukämpfen. Und auch wenn manche sich das wünschen, bei Antisemitismus werden wir eines niemals tun: schweigen.

Ich wünsche Ihnen und Ihren Familien alle Gute und Gesundheit für das neue Jahr!

Schana Towa umetuka!

Dr. Josef Schuster

Beherzter Macher

Henry G. Brandt wurde am 25. September 90 Jahre alt – eine persönliche Würdigung

von Rabbinerin Elisa Klapheck



Mitte der 90er-Jahre habe ich Rabbiner Henry Brandt bei einer Tagung des wieder entstehenden liberalen Judentums kennengelernt. Unter der Überschrift »Erneuerung im Judentum« trafen sich damals Jüdinnen und Juden aus verschiedenen Städten in der Evangelischen Akademie Arnoldshain und diskutierten über die Möglichkeit eines neuen Aufbruchs. Für mich sollte es einer der wichtigsten Momente meines Lebens werden.

Während des Schabbatgottesdienstes las ich zum ersten Mal aus der Tora vor. Viele waren bewegt, eine Frau in Tallit auf der Bima zu sehen. Im Anschluss kam Rabbi Brandt auf mich zu und sagte: »Hier ist wohl gerade eine

Rabbinerin geboren!« Ich war verblüfft – ich und Rabbinerin?! Im Rückblick hatte mich sein Satz in genau diese Richtung geschubst.

Beit Din Bei demselben Treffen lernte ich Brandt aber auch als Realpolitiker kennen. In der Abschlussdiskussion machte er klar, dass er zwar bereit sei, eine aktive Rolle in der neuen Bewegung zu spielen. Die Bedingung sei jedoch, dass ein liberales Beit Din gegründet werden soll. Manche im Raum verstanden noch nicht, warum der neue Aufbruch gleich schon eine institutionelle Zielvorgabe haben musste. Brandts Vorstellung sollte sich jedoch verwirklichen. 2005 wurde die Allgemeine Rabbinerkonferenz (ARK) mit einem eigenen Beit Din gegründet. Bis heute ist Brandt ihr Vorsitzender.

Und das ist nur eine der großen Lebensleistungen, auf die Rabbiner Brandt heute mehr als stolz sein kann. Seit Mitte der 80er-Jahre ist er eine maßgebliche Stimme im jüdisch-christlichen Dialog und erhielt dafür viele Ehrungen, darunter das Bundesverdienstkreuz oder die Ehrendoktorwürde und -bürgerschaft der Stadt Augsburg.

Die Bedeutung des Dialogs mit anderen Religionen wird im jüdischen Leben oft unterschätzt. Beim traditionellen jährlichen Treffen der Rabbiner mit den Bischöfen, das Brandt mit ins Leben gerufen hat, kann man erleben, wie er von den jüdischen Kollegen den vollen Respekt gegenüber der christlichen Seite einfordert. Auch in der Kontroverse um die Karfreitagsfürbitte für die Juden, als führende Vertreter des jüdischen Lebens ihre Teilnahme am Katholikentag absagten, hielt Brandt am Gespräch fest. Das war nicht nur eine Geste an die Christen. Sie setzte zugleich auch ein innerjüdisches Zeichen, das manchen Rabbiner nachdenklich machte.

Konflikte Überhaupt ist Rabbi Brandts Bedeutung für die innerjüdischen Konflikte unschätzbar. Er selbst verkörpert in seiner eigenen Person so manchen Spagat, dessen es bedarf, um die jüdische Welt zusammenzuhalten. Bekanntlich teilte sich der liberal-jüdische Aufbruch der 90er-Jahre. Ein Flügel schloss sich der »World Union for Progressive Judaism« an und reorganisierte sich als »Union progressiver Juden« in Städten wie Hannover, München oder Köln. Der andere Flügel blieb weiterhin in den Zentralratsgemeinden engagiert und trat, etwa in Berlin und Frankfurt, für größere liberal-jüdische Spielräume innerhalb der bestehenden Strukturen ein.

Rabbi Brandt ist heute in beiden Systemen aktiv. Er unterstützt das von Walter Homolka gegründete Abraham Geiger Kolleg, sprach zum 20-jährigen Jubiläum des Egalitären Minjans, der das »Frankfurter Modell« der Einheitsgemeinde mit sowohl der orthodoxen als auch der liberalen Strömung unter einem Dach verkörpert, und amtiert sowohl in der moderat-orthodox eingestellten Gemeinde Augsburg als auch in der Jüdischen Kultusgemeinde Bielefeld, dem Flaggschiff der »Union progressiver Juden«.

Vaterjuden Seine Flexibilität verknüpft sich gleichzeitig mit einer mutigen Streitbarkeit. Dabei geht Brandt Risiken ein, für die er schon durchaus Konsequenzen tragen musste. So setzte er sich früh für die Gleichberechtigung der Frauen im Synagogengottesdienst ein, unterstützt heute eine offene Einstellung gegenüber patrilinearen Juden und tritt für Gemeindedemokratie ein.

Er kann aber auch ein Machtwort sprechen und die Kollegen ermahnen, den eher traditionell-konservativ eingestellten Konsensus der Gemeindemitglieder zu respektieren. Als er meine Ketuba las, der zufolge ich nicht nur nach der »Religion von Moses und Israel« heiraten würde, sondern der von »Moses, Miriam und Israel«, stöhnte er und vollzog dann aber trotzdem die Zeremonie.

Neulich hatte ich im Leo Baeck College in London zu tun. In einem Gang hängen die Fotos der dort ordinierten Rabbiner. Auf dem Foto der Absolventen von 1961 begegnete mir plötzlich Henry Brandt. Was für ein Weg! Nach dem Novemberpogrom 1938 war seine Familie mit ihm aus München über England nach Palästina geflüchtet. Dort nahm er als Offizier an Israels Unabhängigkeitskrieg teil.

In den 50er-Jahren studierte er zunächst Wirtschaftswissenschaft in Belfast und arbeitete eine Weile in der Autoindustrie. Doch in dieser Zeit bricht sich seine rabbinische Berufung Bahn. 1957 beginnt er ein Rabbinatsstudium am Leo Baeck College. Danach folgen Stationen als Rabbiner in Leeds, Genf, Zürich (Gründungsrabbiner der Gemeinde Or Chadash) und Göteborg. 1983 kehrt er nach Deutschland zurück. Hier wird er Landesrabbiner von Niedersachsen und zwölf Jahre später Landesrabbiner von Westfalen-Lippe.

In dem nach Leo Baeck benannten Rabbinerseminar ist allein schon in den familiären Bezügen vieler Dozenten immer noch die Verbindung zum einstigen deutschen Judentum spürbar. Außer Henry Brandt sehe ich einige weitere mir bekannte deutschsprachige Rabbinatsabsolventen. Doch von all diesen ist Henry Brandt derjenige, der nicht nur nach Deutschland zurückgekehrt ist und am Erbe des deutschen Judentums anknüpfte. Er vermochte dabei einen Rahmen zu schaffen, in dem eine neue Generation von Rabbinern und Rabbinerinnen in Deutschland heute wirken kann. Danke, Henry!

Wir wünschen dir für die nächsten 30 Jahre viel Glück, Gesundheit und Koach und außerdem viele erfüllte Momente mit deiner Frau Sheila, deinen Kindern und Enkeln!

Die Autorin ist Rabbinerin und Initiatorin des Egalitären Minjans in Frankfurt.



COMPASS

der einzigartige Infodienst für christlich-jüdische und deutsch-israelische Tagesthemen im Web!
Täglich aktuell das Neueste über Israel/Nahost, Antisemitismus/Rechtsradikalismus, Erinnern/Gedenken und über den christlich-jüdischen wie interreligiösen Dialog. Dazu gibt es einschlägige Rezensionen und Fernseh-Tipps.

Jetzt fünf tagesaktuelle Ausgaben kostenfrei und unverbindlich probelesen!

Einfach Mail an: abo@compass-infodienst.de Betreff: Probe-Abo

Weitere Infos und Bestellmöglichkeiten: www.compass-infodienst.de



Präsidium und Vorstand des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit

Jahresthema 2018 Angst überwinden – Brücken bauen

Das zurückliegende Jahr war in der öffentlichen Wahrnehmung besonders gekennzeichnet von der Flüchtlingskrise und islamistischen Terrorakten. Damit einher gingen und gehen begründete wie gefühlte Bedrohungen, die so bislang hier nicht bekannt waren und die zu einem weit verbreiteten Gefühl von z.T. diffuser Angst führten.

Bereits in den Jahren vorher machte die zunehmende Globalisierung die Welt insgesamt unverständlicher und unübersichtlicher für den Einzelnen. Das Bedürfnis und die Sehnsucht nach der kleinen, heilen, bekannten Welt nehmen entsprechend zu. Auf politischer Ebene bedeutet dies eine stärkere Hinwendung zu nationalen und nationalistischen oder populistischen Parolen, Parteien und Organisationen, die dies nutzen, um bewusst weiter Ängste zu schüren. Ob Pegida oder AfD, Brexit oder die rechten Parteien etwa in den Niederlanden und Frankreich, sie polarisieren und sind nicht nur europakritisch, sondern stellen die europäische Idee und die Bedeutung der demokratischen Werte in Frage. Damit setzen sie Europa als Ganzes und speziell auch als Antwort auf zwei Weltkriege und als Garant für Frieden und ein friedliches Zusammenleben nach 1945 aufs Spiel. Dabei werden nicht selten nationalsozialistische, rassistische und antisemitische Begrifflichkeiten benutzt, auch um Hass gegen Flüchtlinge oder den Islam als Religion zu schüren. Rechtes Gedankengut und Handeln breitet sich auch in der Mitte der Gesellschaft weiter aus.

Wir wollten dieses Angstgefühl einerseits aufgreifen und thematisieren, andererseits Ängsten nicht das letzte Wort überlassen, sondern helfen, Angst zu überwinden. Was haben wir dem entgegenzusetzen und welche Antworten können wir aus unseren langjährigen Erfahrungen in der christlich-jüdischen Zusammenarbeit geben? Das Bild vom Brückenbauen soll Impulse setzen, dass ein Abgrund, eine Kluft überwunden werden kann, indem Brücken von einer Seite zur anderen gebaut werden. Brücken verbinden zwei Punkte, zwei Seiten, zwei Standpunkte, und sie ermöglichen ein Aufeinander zugehen.

Nach 1945, nach der Shoa, sind jüdische Menschen auf die christliche Mehrheitsgesellschaft zugegangen. Sie haben den ersten Schritt gewagt zu einem Neuanfang in den ge- und zerstörten Beziehungen, sie haben ihre

und die Ängste anderer überwunden. Unsere Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit sind gelungene Beispiele für den Aufbau eines neuen, erneuerten Verhältnisses. Die zuerst schmalen Brücken zueinander sind breiter und fester geworden.

Ähnliches lässt sich über die Beziehungen zwischen Israel und Deutschland sagen. Beispielhaft für Versöhnung und Verständigung ist auch das Projekt der deutsch-französischen Freundschaft oder die Arbeit des deutsch-polnischen Jugendwerks sowie die zahlreichen Städtepartnerschaften, insbesondere mit Israel. Allen gemeinsam ist, dass Verständigung und ein Zusammengehörigkeitsgefühl dort entsteht, wo sich Menschen auf Augenhöhe begegnen, wo sie bereit sind, den anderen kennen zu lernen, eigene Vorurteile zu überprüfen und zu akzeptieren, dass jeder Mensch gleich-wertig ist und gleiche Rechte haben muss. Aus Begegnungen können Freundschaften entstehen und die Motivation, sich für den anderen einzusetzen.



Peter Maffay erhält die Buber-Rosenzweig-Medaille 2018

Der Musiker Peter Maffay wird für sein entschiedenes Eintreten gegen antisemitische und rassistische Tendenzen in Politik, Gesellschaft und Kultur mit der Buber-Rosenzweig-Medaille ausgezeichnet. Er hat im Dialog der Kulturen und Religionen mit unbequemen Fragen bequem gewordene Antworten erschüttert und damit wichtige Anstöße gegeben. Er tritt als Musiker mit großem sozialem Engagement, mit Einsatz für

Versöhnung und Toleranz auf. Musik – so sein Credo – verbindet Religionen und Kulturen. Als Schirmherr seines trilateralen Jugendaustauschprogramms mit dem Verein „Begegnungen - Schutzräume für Kinder e.V.“, fördert er das Bewusstsein der Projektteilnehmenden für Toleranz und friedvolle Koexistenz. Ihm ist es wichtig, die nachwachsende Generation zu „jungen Botschaftern für Völkerverständigung“ zu machen. Präsidium und Vorstand des Deutschen Koordinierungsrates der Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit

Nachlese:

Die zweite Hochzeit

Warum das Volk Israel die Tora nicht an Schawuot, sondern erst an Simchat Tora lieben lernte

©von Rabbiner Baruch Babaev

Simchat Tora ist seit jeher ein krönender Abschluss zahlreicher Feiertage des Monats Tischri, der in der Tora als siebenter Monat erwähnt wird. Sieben – auf Hebräisch »schewa« – kann auch als »satt« gelesen werden. Genauso wird der Monat Tischri im Midrasch genannt, denn dieser Monat ist voll von jüdischen Feiertagen und satt an Geboten.

Es ist in diesem Zusammenhang wichtig zu erwähnen, dass Simchat Tora – das Fest, an dem die Tora gefeiert wird – in der gesamten Tora überhaupt nicht vorkommt. Das biblische Fest, mit dem Simchat Tora in Israel zusammenfällt, heißt Schemini Azeret – und obwohl es sofort auf die sieben Tage von Sukkot folgt (in der Diaspora feiert man Simchat Tora am zweiten Tag von Schemini Azeret), ist es doch ein eigener Feiertag.



Unter der Chuppa: Der Tallit (Gebetsmantel) bei der Lesung der Schöpfungsgeschichte an Simchat Tora erinnert an den Traubaldachin.

»**KOPIE**« Doch nicht nur den Tag »leiht« sich Simchat Tora von Schemini Azeret. Auch die zahlreichen Bräuche an Simchat Tora, die im Laufe von Jahrhunderten entstanden sind, scheinen von anderen Feiertagen »kopiert«

und auf das Fest am Ende von Sukkot übertragen worden zu sein. So empfinden wir an Simchat Tora Freude wie an Purim. Die Tänze mit der Tora werden bis in die späte Nacht abgehalten und wiederholen sich am nächsten Tag. König Salomon nannte die Tora ein Licht: »Denn eine Leuchte ist das Gebot, und die Tora Licht« (Mischlej 6,23). Diese Bezeichnung erinnert uns sehr stark an das Lichterfest Chanukka. Außerdem stehen die Kinder an Simchat Tora im Mittelpunkt der Synagoge und steigen als »Kol Hanearim« – alle Kinder – mit dem sechsten Aufgerufenen zur Tora hinauf.

PARALLELEN Auch in der Sedernacht von Pessach nehmen die Kinder die aktive Rolle der Fragensteller und Afikomansucher ein. Und schließlich wird auch die Bima mit den Torarollen von den feiernden Menschen sieben Mal umrundet, fast wie an Sukkot und Hoschana Rabba, nur mit Torarollen in den Händen.

Die wichtigste Parallele aber scheint mir: An Simchat Tora gibt es Chatanim (Bräutigam) wie bei einer jüdischen Hochzeit. Der Bräutigam der Tora beendet die jährliche Toralesung, und der »Bräutigam Bereschit« beginnt unmittelbar danach mit der Lesung der Schöpfungsgeschichte, und das alles unter einem Tallit, Gebetsmantel, was einem Hochzeitsbaldachin gleichkommt.

Der Sohar (das fundamentale kabbalistische Werk, das auf Rabbi Schimon Bar Jochai aus dem zweiten Jahrhundert n.d.Z. zurückgeführt wird) sagt, dass die Torarollen an Simchat Tora mit der Krone der Verherrlichung als eine Art Andeutung an die Krone der Schechina – Präsenz G'ttes – geschmückt werden. Dieser Ansatz ist uns noch von Rosch Haschana bekannt. Denn wenn das Schofar ertönt, krönen wir den Ewigen zum König über die gesamte Schöpfung.

Die eigentliche Frage aber ist: Warum wird Simchat Tora nicht an Schawuot gefeiert, dem Fest, an dem dem Volk Israel die Tora gegeben wurde, sondern erst dann, wenn die Lesung der Tora abgeschlossen wird? Zumindest thematisch würde diese Kombination gut passen. Auch die empfundene Freude sollte doch eigentlich beim Erhalt der Tora, an Schawuot, viel größer gewesen sein als an dem Tag, an dem die Tora abgeschlossen wird.

PARABEL Wie so oft im Judentum lassen sich die schwierigen Fragen am besten mit einem Gleichnis beantworten.

Dazu passt eine bekannte Parabel des Maggid von Dubnow (Rabbiner Jakob Ben Zeew Krantz, ein herausragender Prediger aus dem 18. Jahrhundert).

Eine Prinzessin wuchs heran, und ihr Vater, der König, begann, sich

Gedanken über den zukünftigen Schwiegersohn zu machen. Seine Tochter (wie eben Prinzessinnen so sind) war nicht nur sehr schön, sondern auch belesen, klug und gebildet.

Viele junge Männer adliger Abstammung stellten sich im Schloss vor, aber keine schien dem König gut genug für die Prinzessin. Die Zeit verging, doch der König konnte keinen passenden Bräutigam für seine einzige Tochter finden. Er befahl sogar seinen Ministern, in anderen Königreichen nach einem passenden jungen Mann Ausschau zu halten.

SEELENVERWANDTSCHAFT Eines Tages kehrte einer der Minister von einer langen Reise zurück und erzählte dem König, ihm sei ein junger Mann begegnet, der zwar nicht adliger Abstammung sei, sondern aus sehr bescheidenen Verhältnissen komme, jedoch mit der Prinzessin geradezu seelenverwandt sei.

Natürlich konnte dieser Mann nicht als erste Wahl gelten – doch der König machte sich so viele Sorgen um die Zukunft seiner Tochter, dass er sofort seine treuen Diener schickte und sich den jungen Mann vorführen ließ.

Keiner der Diener beantwortete die Fragen des Jünglings, was man von ihm wolle und warum er in den Königspalast gebracht worden sei.

Auch der König befahl nur kurz, den jungen Mann zu waschen, zu frisieren und anzukleiden, denn er werde noch am selben Abend die Prinzessin kennenlernen. Der junge Mann versuchte zwar zu protestieren, jedoch ließ ihm der König keine Wahl. Es blieb dem jungen Mann nichts anderes übrig, als dem königlichen Willen zu gehorchen.

An diesem Abend unterhielt sich die Prinzessin mit dem jungen Mann und war von seinem Denkvermögen und seinem Scharfsinn höchst beeindruckt. Auch seine guten Charaktereigenschaften fielen ihr auf. Das Gespräch zwischen der Prinzessin und dem jungen Mann dauerte länger als bei allen vorherigen Kandidaten, und der König wurde schon sehr ungeduldig und wollte erfahren, was seine Tochter von dem Treffen hielt. Umso überraschter war er, als er seine Tochter wiedersah. Strahlend kam sie angerannt und erzählte ihrem Vater, wie sehr sie die Unterhaltung mit dem Jüngling genossen habe.

Freudig zog der König den jungen Mann in seine Arme und erklärte sofort, dass die königliche Hochzeit in drei Tagen stattfinden solle. Wieder versuchte der junge Mann zu protestieren, doch der König befahl ihm, zu schweigen und sich auf seine Hochzeit vorzubereiten. Vom König bis zur Magd waren alle im Königreich übergücklich über die bevorstehende Hochzeit: alle außer dem Bräutigam.

Auch während der Zeremonie wurde er von Ängsten und Zweifeln über die Partnerschaft mit der Königstochter zermürbt. In der Zeit vor der Hochzeit

hatte er versucht, herauszufinden, was mit der Prinzessin nicht stimmte. Warum sonst hätte sie ihr Leben mit einem einfachen Menschen teilen wollen?

AUDIENZ Auch nach der Hochzeit blieb der Bräutigam skeptisch und suchte immerfort nach Mängeln bei seiner Frau. So vergingen Wochen und Monate. Nachdem der Mann keine Gebrechen bei seiner Frau feststellen konnte, bat er um eine Audienz beim König. Während des Gesprächs äußerte er seine Bitte, eine zweite Hochzeit mit der Prinzessin zu veranstalten. Die Zeremonie der Eheschließung und die Feierlichkeiten sollten wiederholt werden.

Der König verstand die Bitte nicht. Sein Schwiegersohn erklärte ihm daraufhin, dass er anfangs nicht verstehen konnte, warum eine Prinzessin einen einfachen Mann heiraten wollte. Doch nun, wo er mit ihr zusammengelebt und sie kennengelernt habe, habe er verstanden, wie vollkommen seine Frau sei. Daher ersuche er den König um eine zweite Hochzeit, damit er sich als glücklicher Bräutigam an seiner Braut erfreuen könne.

Genau wie in dieser Parabel verhielt es sich an Schawuot – der »ersten Hochzeit« zwischen dem Volk Israel und der Tora. Das Volk Israel empfand die Tora zunächst als eine Art Last. Plötzlich gab es viele Verbote. Manche Israeliten weinten deswegen sogar den ganzen Tag an Schawuot.

SKLAVEREI Das Volk Israel, das einfachste unter den Völkern, gerade erst aus der Sklaverei befreit, fühlte sich unter Druck gesetzt, die Tora am Berg Sinai zu empfangen. Die Israeliten dachten: Nur weil kein anderes Volk die Tora haben wollte, müssten sie sich jetzt nach ihr richten.

Natürlich war die Freude unter diesen Umständen nicht vollkommen. Aber wer sich mit der Tora befasst und sich mit all ihren 613 Geboten auseinandergesetzt hat, sie bis zum letzten Vers studiert und nicht nur keinen Makel, sondern im Gegenteil ihre Vollkommenheit für sich entdeckt hat, der verspürt wie der junge Bräutigam in der Parabel das Gefühl, etwas Wichtiges verpasst zu haben und es unbedingt nachholen zu wollen. Daher wird die zweite Hochzeit an dem Tag gefeiert, an dem man sie erneut für sich entdecken kann: »Des Glückes Wege ihre Wege und alle ihre Pfade Heil« (Mischlej 3,17).

Aus dem Gleichnis des Maggid von Dubnow wird auch klar, warum Simchat Tora an Schemini Azeret gefeiert wird. In den sieben Tagen des Sukkotfestes werden insgesamt 70 Rinder geopfert (4. Buch Mose 29,12) – eines für jedes Volk, an Schemini Azeret dagegen nur ein Rind (4. Buch Mose 29,37). Der Midrasch sagt dazu, dass alle vom Ewigen nach den

langen Feierlichkeiten weggeschickt werden. Nur Israel erhält an Schemini Azeret eine »Audienz« beim Ewigen – an dem Tag, an dem um eine zweite Hochzeit ersucht und diese auch erlaubt wird.

HAKAFOT Und auch die Hakafot (Umkreisung) an Simchat Tora unterscheiden sich von den Hakafot an Sukkot und Hoschana Rabba. Denn am Sukkotfest liegt die Torarolle auf der Bima, und alle umkreisen sie. Nicht so an Simchat Tora: Denn dann ist es die Tora, die die Bima sieben Mal umkreist – genau wie die Braut, die während der Chuppa ihren Bräutigam umkreist. Dabei steht die Bima symbolisch für den Bräutigam, von wo aus die Tora gelesen und gelernt wird und man sich von ihrer Vollkommenheit überzeugt hat.

Übrigens schreibt der Sohar, dass alle jüdischen Feiertage ihre Anfänge in Simchat Tora finden – und nicht, wie anfangs angenommen, dass alle



Elemente von Simchat Tora von den anderen Feiertagen entlehnt sind. Somit schmecken und erleben wir an Simchat Tora alle jüdischen Feiertage gleichzeitig.

Der Autor ist Rabbiner der Jüdischen Kultusgemeinde Groß-Dortmund und Mitglied der Orthodoxen Rabbinerkonferenz.

Der Rundbrief erscheint vierteljährlich im Auftrag des Vorstandes der Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V.

Verantwortlich für den Inhalt: Siegfried Graumann,

Auf dem Brink 9, 38112 Braunschweig - Tel.: 0531 322264

Bankverbindung:

Braunschweigische Landessparkasse BIC: NOLADE2HXXX (BLZ 250 500 00)

Kontonummer IBAN: DE78 2505 0000 0007 0308 02 (7030802)

Die Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V. ist gemäß dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes BS-Wilhelmstraße vom 21.03.2014 als Körperschaft berechtigt, „entsprechende Zuwendungsbestätigungen für steuerliche Zwecke auszustellen“.

Für Geldzuwendungen bis 100.- Euro gilt der Überweisungsträger als Beleg.

eMail: info@gcjz-niedersachsen-ost.de Internet: www.gcjz-niedersachsen-ost.de

Zuschriften, Anregungen und Beiträge sind erwünscht.

**Redaktionsschluss für den nächsten Rundbrief ist der
Januar 2018**

Gesprächskreis

☞☞ St. Albertus Magnus Gemeinde in der Brucknerstr. 6,
38106 Braunschweig

Die Treffen sind jeweils um 16.00 Uhr.

Gäste sind, wie immer, herzlichst willkommen.

Der Eintritt ist frei.

21. November:



Katharina Luther, geborene von Bora – „Herr Käthe“

Am 13. Juni 1525 heiratete Martin Luther Katharina von Bora. Die Heirat mit der entflohenen Nonne – sie wurde von den Zeitgenossen heftig kritisiert- veränderte sein Leben grundlegend. Katharina führte nicht nur einen großen Haushalt, sondern war ihrem Mann auch eine ebenbürtige Partnerin. Luther bewunderte sie deswegen und nannte sie liebevoll „Herr Käthe“.

In dem Vortrag wird das Leben dieser faszinierenden Frau in ihren vielseitigen Facetten vorgestellt.

Dr. Karin Luys, Historikerin am Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation Wolfsburg.

19. Dezember :



„Trau keinem Fuchs auf grüner Heid und keinem Jud bei seinem Eid - Ein Bilderbuch für Groß und Klein“

- Erziehung zur Unmenschlichkeit -

Im Jahr 1935 erschien im Stürmer-Verlag Julius Streichers in Nürnberg ein Buch, das wie kein anderes zuvor Propaganda gegen die Juden verbreitete. Sein Titel lautet: „Trau keinem Fuchs auf grüner Heid und keinem Jud bei seinem Eid - Ein Bilderbuch für Groß und Klein“

In Vorschulen und Kindergärten fand das Buch große Verbreitung. Das Buch gilt heute als „Prototyp nationalsozialistischer Gestaltungsversuche“.

Diakon Siegfried Graumann wird versuchen, dieses Buch mit seinem menschenverachtenden Inhalt zu erklären.

»A c h t u n g«

**ab Januar 2018 hat der Gesprächskreis einen neuen
Veranstaltungsort – aber es bleibt bei der gewohnten Zeit!
Wir treffen uns nunmehr im**

**Gemeindehaus St. Katharinen
An der Katharinenkirche 4
38100 Braunschweig**

16. Januar 2018:



GERHARD VON FRANKENBERG

„Möge nun einst Europa, ja, die ganze Erde uns zum größeren Vaterland werden – deshalb wollen wir doch stolz bleiben auf die Heimat und ihre Geschichte. In unseren Herzen wird Braunschweig immer leben!“
Europa, ja die ganze Welt im Blick, und doch seiner Heimat Braunschweig verbunden – so sprach Gerhard von Frankenberg.

Er sagte diese klugen, heute noch aktuellen Sätze am 21.11.1946, als der Braunschweigische Landtag zum letzten Mal tagte. Frankenberg war Vieles: ein rationaler Naturwissenschaftler, ein fortschrittsgläubiger SPD-Politiker und ein liebender Familienvater. Die

Aufführung dokumentiert die wichtigsten Szenen im Leben dieses Hoffnungsträgers.

Gilbert Holzgang wird uns diese schillernde Persönlichkeit näher bringen (angefragt)

20. Februar:

Der Wasserburger Lebensbaum an der Pfarrkirche St. Jakob in Wasserburg am Inn

An der Choraußenseite der Pfarrkirche St. Jakob in Wasserburg am Inn befindet sich eine volkstümliche Darstellung des Heilsgeschehens als sogenannter "Lebensbaum". Das Werk ist vermutlich um 1460 entstanden und stellt in der Gegenüberstellung des Alten und des Neuen Bundes das Erlösungswerk, die Überwindung von Sünde und Tod durch den Kreutod Christi, dar.



Mit **Diakon Siegfried Graumann** wollen wir diese Darstellung ausführlich betrachten und vor allem die Thematik „Ecclesia und Synagoga“ erarbeiten.





Die Jüdische Gemeinde Braunschweig, Steinstr. 4, lädt zu folgender Veranstaltung ein:

Dienstag, den 14.11.2017 um 19.00 Uhr - Konzert

„Durch die landschaftliche Schönheit Israels“ Rotem Ensemble

„Rotem“ ist Hebräisch und bezeichnet eine rot-weiße Wüstenblume, die in den Wüsten Israels und Arabiens häufig vorkommt. Die Musik des Rotem Ensembles entspringt aus den Kompositionen von Shaul Bustan – eine einzigartige Mischung aus israelischer Musik mit europäischen Klängen und Musik aus der Wüste, inspiriert durch seine eigene Familiengeschichte.

Das Rotem Ensemble sind Shaul Bustan (Kontrabass, Oud und Perkussion), Liron Yariv (Cello) und Héloïse Lefebvre (Geige). Die drei Virtuosen geben Konzerte der besonderen Art mit faszinierend neuen Klängen und Improvisationen, die das Publikum mitreißen. Eben Musik, die Geschichten erzählt.



**Das Konzert findet mit Unterstützung des Zentralrats der Juden in Deutschland
K.d.ö.R. statt.**

Herren werden gebeten, eine Kopfbedeckung zu tragen.

Anmeldung bis 8.11. unter Telefon 0531–45536 oder Fax 0531-124019



UMWERFEND

Onkel Tom hatte ein schwaches Herz, und der Arzt hatte ihn ermahnt, sehr vorsichtig zu sein. Als also die Familie erfuhr, er habe von einem verstorbenen Verwandten eine Milliarde Dollar geerbt, zögerte man, ihm die Nachricht zu überbringen, aus Furcht, er könnte dadurch einen Herzanfall bekommen. Sie wandten sich um Hilfe an den örtlichen Pastor, der ihnen versicherte, er würde einen Weg finden. »Sagen Sie, Tom«, wandte sich Father Murphy an den Mann mit dem schwachen Herzen, »wenn Gott Ihnen in seiner Gnade eine Milliarde Dollar zukommen ließe, was würden Sie damit anfangen?« Tom dachte einen Augenblick nach und sagte dann, ohne zu zögern: »Ich würde Ihnen die Hälfte für Ihre Kirche geben, Father.« Als Father Murphy das hörte, bekam er einen Herzanfall.